

„Abel steh auf / damit es anders anfängt / zwischen uns allen“: Hilde Domins Gedicht formuliert das Problem von Religion und Gewalt und appelliert zugleich an eine Lösung. Am Ursprung der Religion steht die Gewalt. Nie kann ausgeschlossen werden, dass sich Menschen für ihren Glauben schlagen. Jedoch wird gerade von der Religion erwartet, dass sie Gewalt überwindet oder zumindest zähmt.

Paradebeispiel Kleist

Das Paradebeispiel liefern das Leben und das Werk Heinrich von Kleists, der sich am 21. November 1811 am Wannsee eine Kugel in den Mund schoss. Seine Novellen und Dramen sind voller Gewalteszenen, seine oft destruktiven Figuren prüfen die Welt auf ihre Zerstörungswürdigkeit. Das legt in wünschenswerter Deutlichkeit Günter Blambergers neue Kleist-Biografie dar. Kleist ist ein Krisen- und Katastrophenspezialist, der den Fortschrittsoptimismus ebenso wie die Moralphilosophie der Aufklärung verschmäht. Aggression ist für ihn ein gottgegebenes Teil des Menschen.

Der „Findling“ in der gleichnamigen Novelle (1811) findet ein gar nicht bildungs- und zeitgemäßes Ende, eines der grausamsten der klassischen Literaturgeschichte, Alkmenes Diplomatie bleibt gegen die Göttergewalt hilflos (in der eigentlich gar nicht so lustigen Komödie „Amphitryon“), vom Schicksal des Michael Kohlhaas ganz zu schweigen. Vor allem aber setzt Kleist auf die Folter

der Sprache, auf furiose Eingangssätze, hochpathetische Szenen, Körpersprache und Affektkurven, ja sogar auf etwas so Merkwürdiges wie den religiösen Terror der Musik (in der Legende „Die heilige Cäcilie“).

Im Zeichen des Terrors

Wir sind im zehnten Jahr nach „9/11“, der globalen Verhängnischiffre, hellhöriger, „religiös musikalischer“, auch für die Instrumentalisierung der Religion im Zeichen des Terrors. René Girards Vortrag über „Gewalt und Religion“ (2003) stellt hierfür ein psychohistorisches Erklärungsmuster bereit. Es greift den Opfergedanken auf, der in den monotheistischen Weltreligionen eine große Rolle spielt. Bei dem Anschlag der islamistischen Terrororganisation El Kaida am 11. September 2001 auf das New Yorker World Trade Center haben sich, so Girard, die Täter geopfert, um andere, die sie für Täter hielten, zu töten. Was sagen dazu die Schriftsteller?

Erstaunlicherweise hat es nicht allzu lange gedauert, bis „9/11“ in der Literatur – und auch im Film – zum Thema wurde. Die erste bemerkenswerte literarische Reaktion aus Deutschland kam von Ulrich Peltzer, dem Böll-Preisträger 2011. Er lässt den Terror wie aus heiterem Himmel in seine Erzählung *Bryant Park* (2002) einbrechen. Das macht dieses Werk zu einem glaubwürdigen Zeugnis seiner Zeit. Der Erzähler, so beginnt die Handlung, durchforstet in New York Taufregister neuenglischer Gemeinden, der

Autor selbst sitzt in Berlin. Am Tag des Terrors ist die Fiktion zu Ende. Nun erzählt Peltzer selbst, er ist besorgt um seine Kollegin Kathrin Röggl, die damals tatsächlich in New York gelebt – und mit *really ground zero* (2002) fast zeitgleich ebenfalls einen 9/11-Roman geschrieben hat. Nur die Verknüpfung von Terror und Religion gelingt weder hier noch dort. Es herrscht allgemeine Ratlosigkeit. Der „11. September“, heißt es in Katharina Hackers Roman *Die Habenichtse* (2006), ist „nichts als die Scheidelinie zwischen einem phantasierten, unbeschwerteren Vorher und dem ängstlichen, aggressiven Gejammer, das sich immer weiter ausbreitete“.

„Erwartungswachheit“

Angst ist in der Essayistik über Religion und Gewalt ein schlechter Ratgeber. Botho Strauß sieht 2001 Attentionismus und „Erwartungswachheit“ an die Stelle des „geschäftigen Schlafs“ der Vernunft treten. Auch Ulla Berkéwicz schlägt in ihrer Studie *Vielleicht werden wir ja alle verrückt* (2002) einen modernekritischen Ton an, um den Fundamentalismen der Weltreligionen auf die Spur zu kommen. Etwas findiger konstruiert Hans Magnus Enzensbergers Essay *SchreckensMänner* (2006) einen Zusammenhang zwischen den Globalisierungs-„Verlierern“ in der arabischen Welt und dem globalen Terrorismus. Und der in den USA und Österreich aufgewachsene, Israel sehr verbundene Autor Peter Stephan Jungk bleibt skeptisch: „Wir alle werden den Friedensschluss zwischen den Weltreligionen nicht mehr erleben. Es sei denn, es käme der Messias.“

Natürlich ist der fatale Zusammenhang von Religion und Gewalt älter als alles, was über „9/11“ geschrieben wurde. Arnold Stadlers Anthologie *Tohuwabohu* (2002) versammelt Texte über Gewalt und Religion aus der Weltliteratur sowie aus der christlich-jüdi-

schen und der islamischen Tradition. Die Lehre: Der Mensch praktiziert Gewalt – und er braucht Religion. Auf die Vertreibung aus dem Paradies folgen Brudermord, Sintflut, gerade noch vereiteltes Sohnesopfer, Jericho, Sodom und Gomorrha. In zwei Dritteln der biblischen Psalmen ist der Erzähler von Feinden umringt, nimmt also eine Opferrolle ein. Hat Religion automatisch Gewalt im Schlepptau?

Unteilbare Wahrheit

Das ist die eine Seite des Themas: Jede Religion erhebt Anspruch auf ewige Wahrheit, und diese Wahrheit ist nun einmal unteilbar. Die aufklärerische Zuversicht, „Sanftmut“ und „herzliche Verträglichkeit“ könnten, wie in Lessings *Nathan*, den Krieg der Religionen schlichten, ist dahin. Salman Rushdie, der seit der über ihn verhängten *Fatwa* ein gebranntes Kind ist, warnt vor jedem religiösen Alleinanspruch als „Gift im Blut“. Soll man der Religion also besser abschwören?

An dieser Frage arbeitet sich Martin Walsers neuer Roman *Muttersohn* (2011) redlich ab. Der Roman, in dem es von religiösen Motiven nur so wimmelt, erzählt eine negative Heiligenlegende. Ihr Held arbeitet als Krankenpfleger in einer Psychiatrie, die in einer ehemaligen Barockkirche untergebracht ist; er heißt Percy, ein Name, der sich auf Gnade (*mercy*) reimt. Am Ende stößt er auf eine diabolische Rockerbande, die sich „Austrian Action“ nennt und eine ungnädige „Freiheit zum Hass“ propagiert: „Den Menschen ein besseres Jenseits versprechen, um sie im Diesseits gefügig zu machen, ist ein Verbrechen! Die Transzendenz ist die Erbsünde.“

„Autobiografischer Exorzismus“

Soll die Religion den Segen zur Schlacht spenden oder sie verdammen? Andere argumentieren, dass die Religion nicht an

sich Gewalt enthält, sondern missbraucht wird, um Gewalt zu predigen und zu legitimieren. Hier sind die Romane und Erzählungen einzuordnen, die Religion nicht gleich unter den Anfangsverdacht eines Gewaltdispositivs stellen, sondern Ursachen und Folgen des Missbrauchs untersuchen. Ein Beispiel sind die Werke von Josef Winkler, der aus seiner katholischen Kärntner Herkunftswelt eine Mördergrube macht. Winklers Bücher praktizieren einen „autobiografischen Exorzismus“. Sie spiegeln die Opfererfahrungen der frühen Jahre in einem gebrochenen religiösen Wissen. Auf diese Weise vermessen sie den Abgrund zwischen Sakrament und Sakrileg.

Der Mensch als Glaubender

Ein anderes Beispiel ist Albert Ostermaiers umstrittenes Buch *Schwarze Sonne scheine* (2011). Der Roman, wie bei Walser voller religiöser Wendungen, erzählt von seelischem Missbrauch mit pseudomedizinischen Mitteln. Ein Abt tritt als Menschenfänger auf, der einen ehemaligen Zögling nicht loslassen will und ihn mit einer vermeintlich tödlichen Diagnose zu einer dubiosen Wunderheilerin schickt. Mag die Szenerie auch manchmal überzeichnet sein, am Ende zeigt sich, dass der Mensch ein „sehnsuchtsbegabtes Wesen“ (Arnold Stadler) ist, das nicht aufhören kann zu glauben. „Don't stop believin'“: Mit diesem Popsong im Ohr kehrt Ostermaiers Protagonist zurück ins Leben.

Auch die Christus-Romane von Patrick Roth umspielen die Gewalt in der Religion, voran *Johnny Shines* (1993). Hier findet sich die apokryphe Erzählung vom

jungen Jesus in der Löwengrube, der seinen Widersacher Judas erst töten und dann auferwecken muss, um die Heilsgeschichte in Gang zu setzen. Roth erzählt eine Legende vom Ursprung der Religion aus der Gewalt. Aus dem „Bruder“-Mord wird, paradox genug, Erlösung. So tief in das unheimliche Geheimnis des Heiligen und der Gewalt eingedrungen wie Roth ist kaum ein anderer Schriftsteller. Auch hier gilt wie bei Kleist: Die Literatur hat von der Religion nicht nur die Stoffe, sondern auch die Sprache der Gewalt geerbt. Ein schweres Erbe, zweifellos.

Nicht endende Diskussion mit Gott

Kann Abel also aufstehen? Hilde Domin plädiert dafür, der Religion eine zweite Chance zu geben, diesmal ohne Gewalt. Der Nobelpreisträger José Saramago bezweifelt das. Sein letzter Roman *Kain*, in deutscher Übersetzung 2011 erschienen, schickt den Brudermörder auf eine Reise zu den Unheilsorten des Alten Testaments. Kain ist ein verhinderter Gottesattentäter, der nicht den sein Opfer verschmähenden Gott, sondern seinen begünstigten Bruder tötet. Was er auf seinem Weg lernt, ist bitter: Immer wieder wird Gewalt im Namen Gottes ausgerufen, ausgeübt, gerechtfertigt. Angesichts dessen wird Kain zum abgrundtiefen Religionspessimisten und theologisch versierten Rebellen. Aber er hört nicht auf, mit diesem gewaltigen Gott zu diskutieren. So wird Kains Erzähler zum Chronisten von Gewalt und Religion. Es sind die Schriftsteller, die unsere Hoffnung auf einen Sprung aus der „Totschlaggerreihe“ (Kafka) wachhalten.